

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 8

Artikel: Was höher stand
Autor: Antonsen, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sonders elegante Linie wurde im «Barchette»-Typ ausgearbeitet.

Die roh zugehauenen Holzsohlen werden zunächst in offenen Schöpfen in kunstvollen Rundtürmen und Beigen aufgeschichtet und im frischen Luftdurchzug gründlich getrocknet. Nachher kommen sie abermals in fachmännische Behandlung. Mit allen möglichen, zweihändig zu gebrauchenden Ziehmessern, die als Vorbild das bekannte Gerät zum Entrinden der Baumstämme haben, werden nun die Stöckelschuhe ausgefeilt und erhalten sozusagen den letzten Schliff. Damit ist die eigentliche Arbeit des Holzschuhschnitzers mehr oder weniger beendet, und seine Erzeugnisse wandern, nach Grössennummern sortiert, in die Lager Räume. Je nach dem Wunsch des Bestellers werden die «Zoccoli» mit einer einfachen Schlaufe aus festgenageltem Lederband oder mit Kreuzriemen versehen. Den doppelabsätzigen Holzschuhen für die Einheimischen werden vorn zwei Lederklappen oder Stoffplätzchen mit bunter Stickerei aufgenagelt. Zum Verkauf an die andenkenshungrigen Fremden werden die bessern Modelle überdies mit kunstvoller Brandmalerei versehen und farbig lackiert oder in schönen Naturtönen gebeizt.

Diese geschmackvolle Ausstattung, deren Leitmotiv fröhliche Buntheit ist, wird meistens von jugendlichen, flinken Frauenhänden besorgt. Dann



Der Meister und der Arbeiter an der letzten Arbeit. An allen Ecken hängen fertige Zoccoli in verschiedenen Ausführungen.

wandern die «Zoccoli» nach allen Richtungen, in der altväterlichen Hutte oder auf dem von einem genügsamen Eselchen gezogenen Wagen in die schlichten Bergdörfer, auf hochbeladenen Kraftwagen in die Stadt, wo sie dann in Schaufenster auslagen oder auf Marktständen den Liebhabern zum Kaufe angeboten werden. Trotz den vielen Einflüssen der Neuzeit und des modernen Verkehrs ist der Verbrauch im Tessin noch gross, und es wäre sehr zu bedauern, wenn die gemütliche Note, die von den «Zoccoli»-Trägerinnen ausgeht, aus dem Volksleben verschwinden würde.

Was höher stand

Von Hermann Antonsen

Schwester Ellie Davids war eifrig damit beschäftigt, das Wartezimmer der Klinik von Professor Havermans für die Morgensprechstunde in Ordnung zu bringen. Auf dem Tisch lag eine Zeitung vom vorigen Tage. Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die Annoncen und las:

Verlobt: Nanny van Staveren

Dr. Louis Reynders, Chirurg.

Kein Empfang.

Schwester Davids bekam einen Schreck, als ob die Wände einstürzten. Louis Reynders!

Sie stand noch mit dem Blatt in der Hand, als Dr. Reynders hereinkam, sein Jackett mit einem weissen Doktormantel vertauschte und in seiner forschen Art fragte: «Nun, Schwester, was sagen Sie dazu?»

«Herzlichen Glückwunsch, Herr Doktor! Ich hoffe, dass Sie ... dass Sie ...»

«Ja, ja, ich danke Ihnen. Nanny ist reizend, nicht wahr?»

Schwester Davids gab keine Antwort und fuhr fort mit ihrer Arbeit. «Nun geben Sie die Malaria-Forschungen sicher auf?»

«Aufgeben? ... Warum?» fragte er verwundert zurück.

«Nun ... ich dachte ... Fräulein van Staveren wird wohl keinen grossen Wert darauf legen, mit nach Mittelfrika zu ziehen. Sie hat einen so grossen Bekanntenkreis und ...»

«Wie kommen Sie darauf, Schwester? Sie wissen doch viel zu gut, was diese Forschungen für mich bedeuten. Uebrigens ist meine Verlobte begeistert für meine Arbeit. Sie ist nicht umsonst die Enkelin des Professors.»

Schwester Ellie machte einen deprimierenden Winter durch. Sie war nun sechs Jahre in der Kli-

nik und Dr. Reynders fünf Jahre erster Assistent. Zeit genug, einander kennen zu lernen. Aber Dr. Reynders schien nur Interesse für Mikroben und Parasiten zu haben. Nicht für die hübsche Schwester Davids. Und in den letzten Monaten wurde er völlig durch Nanny van Staveren in Beschlag genommen.

Die Schwester fand, dass Nanny von ihrer Position Missbrauch machte, indem sie den jungen Arzt viel zu sehr für sich in Anspruch nahm. Und sie war so launenhaft; hatte für nichts anderes Sinn, als für Luxus und Vergnügungen, und nichts war ihr wichtiger, als glänzendes Auftreten in ihren Kreisen. Unbegreiflich, dass Reynders ... Dr. Reynders, stellvertretender Chirurg am Krankenhaus. Ellie war überzeugt, dass dies für ihn der Anfang vom Ende war. Die Praxis würde ihn völlig mit Beschlag belegen. Ihm keine Zeit lassen zu seinen wissenschaftlichen Untersuchungen. Ihn binden an die Stadt und die Klinik. Aus einer Jahre dauernden Expedition ins Ausland würde nichts werden.

Nachmittags im Verbandszimmer traf sie Dr. Reynders.

«Ich finde es immer wieder schade», begann sie von neuem, «wenn jemand ein grosses Ideal aufgibt — für eine gute Stellung ...»

Er sah sie verblüfft an. Fragte sich, warum ihre Worte so grossen Eindruck auf ihn machten. Plötzlich fiel ihm auf, wie schön sie aussah in ihrer Festigkeit und Entschlossenheit. Das war ihm noch nie aufgefallen. Sie war Schwester Davids für ihn gewesen, mehr nicht. Dass sie so viel Anteil an seinem Werk nahm, war ihm noch nie bewusst geworden.

Professor Havermans betrat das Zimmer. Er sah die beiden jungen Leute prüfend an, aber sein unbewegtes Gesicht verriet seine Gedanken nicht. Schwester Davids suchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem sie sich an den Verbandsrollen zu schaffen machte.

«Wenn Sie fertig sind, Schwester, kommen Sie bitte mit dem Patientenbuch auf mein Zimmer.»

Als sie ihm das Buch brachte, sah er nicht von seiner Zeitung auf. «Haben Sie schon gehört, dass Professor Van de Groof gestorben ist?»

«Nein, Herr Professor ... schrecklich!»

«Ja, das sagen Sie mit Recht. Schwester. Der grösste Bakteriologe unserer Zeit. Und was das Schlimmste ist, niemand ist da, seine Arbeit zu übernehmen. Ich habe noch mit ihm zusammen

in Leiden studiert ... ja, er hat erheblich mehr geleistet als ich.»

«Aber, Herr Professor, Sie haben doch auch ...» begann sie, doch sie hielt sofort inne, denn sie schien ihn plötzlich zu begreifen. Er blickte auf die drei Bilder auf seinem Schreibtisch: seine längst verstorbene Frau, seine Tochter und Nanny, seine Enkelin. Hatte auch er seine Jugendideale preisgegeben, weil eine Frau in sein Leben getreten war, die nichts für seine Wissenschaft übrig hatte?

Mit einem Ruck wandte er ihr den Kopf zu und sah sie mit gewinnendem Lächeln an. «Sie wissen von Reynders' Ernennung ... glänzend, nicht wahr?»

«Ja, glänzend ...» wiederholte sie ohne Ueberzeugung.

«Er wird es weit bringen.»

«Ja, das schon ... aber seine Forschungen? Weiss er schon von Professor Van de Groof?»

«Sicherlich», erwiderte der Chirurg, mit einem Brieföffner spielend. «Aber ... ja, Reynders muss seine bakteriologischen Untersuchungen eben aufgeben. Er kann praktische Arbeit leisten.»

«Wird denn aus der Reise nach Afrika nichts?»

«Ach, wer weiss ... mit der Zeit ...»

«Aber warum sollte er seine Pläne nicht durchführen? Warum opfern die Menschen immer ihre Ideale?»

«Ach, wer sagt uns, dass das ideale Ziel immer das richtige ist? Das kann uns doch niemand vorher mit Sicherheit sagen.»

«Nein, das glaube ich schon. Und vielleicht ist es sehr töricht von mir, die Bakteriologie als das grösste Entdeckungsfeld der Menschheit anzusehen. Wie Sie sagten, Professor Van de Groof war eigentlich der einzige, der ... Nun ja, die meisten betrachten ja ihr Werk auch mehr als Erwerbsquelle, nicht als Berufung!» schloss sie mit flammender Röte im Gesicht. Der Professor sah sie aufmerksam über seine Brillengläser an. Ein Lächeln des Verständnisses spielte um seine Lippen.

Es war gegen fünf Uhr, als Nanny van Staveren in elegantem Strassenkostüm in die Klinik getripelt kam.

«Guten Tag, Schwester Davids. Wie geht's, wie steht's?» fragte sie mit herablassender Freundlichkeit.

«Oh, danke, gut. Der Professor wird gleich fertig sein.»

Bald darauf kam Havermans aus seinem Sprechzimmer und begrüsst seine Enkelin herzlich.

Dann erschien auch Dr. Reynders. «Sag, Schatz», wandte sich seine Verlobte an ihn, «warum hast du mich so lange warten lassen! Ich muss dich sofort mitnehmen. Ich habe eine entzückende Wohnung gefunden und durchaus nicht teuer, zum mindesten, wenn wir für fünf Jahre mieten wollen.»

«Fünf Jahre mieten?» schrak er auf. «Kind, wo hast du deinen Verstand? Da sitzen wir ja längst in Afrika!»

«In fünf Jahren schon?» fragte sie mit ungläubigem Lächeln. «Aber Liebling, wo willst du das Geld so schnell hernehmen?»

«Weiss ich noch nicht. In jedem Falle gehen wir. In Afrika kann man mit wenig Geld auskommen, wenn man nur genug Chinin und Moskitogaze hat.»

«Bitte, kapriziere dich nun nicht ausschliesslich auf Afrika und die Malariaviecher», erwiderte Nanny mit spöttischer Ungeduld. «Wir müssen jetzt an die Wohnung denken. Wenn wir heiraten, wissen wir sonst nicht einmal, wo wir wohnen.»

«Gewiss, gewiss. Aber fünf Jahre Kontrakt ist mir zu lange», entgegnete er beharrlich.

Professor Havermans starrte auf die Photographien seines Schreibtisches. War es vor Jahren nicht genau so gewesen? Langsam stand er auf und legte seine Hände auf die Schultern der beiden jungen Menschen, die seinem Herzen so nahe standen. Er fühlte den Anfang eines unüberwindlichen Konfliktes.

«Ich an eurer Stelle», sagte er ruhig, «würde keinen Mietsvertrag schliessen.»

«Keinen Vertrag schliessen?» fragte Nanny entsetzt und erstaunt.

«Es scheint, dass Geld disponibel sein wird», sagte der Professor mit geheimnisvollem Lächeln.

«Geld?» fragte Nanny.

«Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor», sagte Lou.

«Geld für die Expedition, mein Lieber ... und ich glaube, dass Sie sich bald rüsten müssen. Die Wunder sind noch nicht aus der Welt, das ist meine Erfahrung?»

«Aber wovon spricht ihr eigentlich? Was hat das alles zu bedeuten?» fragte Nanny ungeduldig, und ein Ausdruck des Schreckens und des Widerwillens erschien auf ihrem Gesicht. «Dann würde er ja zwei Ernennungen zugleich erhalten. Das ist doch nicht möglich.»

«Hör' zu, liebes Kind. Nun Van de Groof tot ist, muss sein Werk fortgesetzt werden. Die Rocke-

feller-Stiftung hat das Geld zur Verfügung gestellt und wird Lou auffordern, die unterbrochene Arbeit weiterzuführen.»

Nanny starrte einen Moment bestürzt vor sich hin.

«Nein! Nein! ... Lou ... das tust du nicht, nicht wahr? Bitte, sag' nein, Lou!»

«Die Gelegenheit darf ich nicht ... muss ich ...»

Dr. Reynders wusste keine Worte zu finden. Und merkwürdigerweise irrten seine Blicke ab nach Schwester Davids, als suche er Hilfe bei ihr.

«Unsinn!» rief Nanny aus, und sich an den Professor wendend: «Sag', Grosspapa, das kann doch nicht euer Ernst sein? Du gibst ihm doch nicht recht?»

«Mein liebes Kind», erwiderte Havermans, ihr auf die Schulter klopfend: «du wirst dich bei Zeiten an die Schwächen der Männer gewöhnen müssen. Wir sind nun einmal nicht vernünftiger.»

«Nicht vernünftiger? Sprich doch keinen Unsinn! Lou kann doch unmöglich glauben, dass er ...»

«Und doch tut er das ...»

«O nein ... das ist unmöglich ... ich kann nicht mit in die Wildnis ... in die Einsamkeit ...» Sie brach in Schluchzen aus.

Lou Reynders holte tief Atem. Er ergriff ihre Hand.

«Beruhige dich doch, Nanny. Du weisst nicht ...»

«Ich weiss alles», fuhr sie auf. «Du willst dich da mit deinen dummen Reagenzgläsern und Präparaten beschäftigen ... und ich kann allein in der Einöde sitzen und umkommen. Oh, es ist abscheulich ... es ist gemein ... und ihr seid alle gegen mich! Seht ihr denn nicht selbst, wie unmöglich es ist!»

Niemand gab Antwort. Der Professor nahm sie am Arm und führte sie aus dem Zimmer.

Dr. Reynders stand nachdenklich am Fenster. Er fühlte mit schmerzender Deutlichkeit, was er sich selbst nie hatte eingestehen wollen, dass es mit ihnen beiden niemals gut gehen würde. Immer würde sie zwischen ihm und seiner Arbeit stehen. Er hatte den Fehler so vieler Männer gemacht. Glaubt, in ihr eine Frau zu finden, die Verständnis für seine Arbeit haben würde.

Er wandte sich um und sah durch die offenstehende Tür Schwester Davids im Verbandszimmer. Und plötzlich wurde ihm deutlich, dass alle seine Erwartungen und Ideale verwirklicht werden könnten.

Schwester Ellie war fertig, schloss das Verbandszimmer hinter sich und wollte durch das Sprechzimmer gehen.

«Wie unerwartet das kam, nicht Schwester? Das Geld hätte ich ...»

«Es ist einfach grossartig! Ich freue mich für Sie,» sagte sie ruhig und fand es komisch, dass sie da so nüchtern einander gegenüberstanden.

Er kam einen Schritt näher, und als sie aufsaß, begegneten sich ihre Blicke. Beide schwiegen. Und ohne Worte begriffen sie einander. Plötzlich und vollkommen.

Er brauchte nicht allein nach Afrika zu gehen.

Professor Havermans kam zurück. Allein. Seine Stirn lag in Falten.

«Schwester Davids», sagte er, sobald Dr. Reyn-
ders fort war. «Wollen Sie einen Check für mich ausschreiben?»

«Soll ich nicht lieber die Buchhalterin ...?»

«Nein, nein», unterbrach er sie, «es muss ganz unter uns bleiben.»

Sie sah ihn fragend an. Langsam kam ein Lächeln um seinen Mund.

«Sie... wollen vielleicht ... mit Dr. Reyn-
ders mitgehen?» sagte er ruhig. «Es ist ein schweres Leben ... darin hatte sie recht ... zu schwer für sie. Aber Sie werden stark genug sein, ihm zu helfen, um das grosse Werk von Professor Van de Groof fortzusetzen.»

Sie nickte still. Und wieder sah sie seinen Blick nach den Bildern der drei Frauen gehen, die kein Opfer für die Wissenschaft zu bringen wussten. Es blieb eine Weile still im Arbeitszimmer des Professors. Endlich reichte er ihr ein Checkformular.

«Schwester», sagte er gelassen, «schreiben Sie bitte: einhunderttausend Gulden ... Im Auftrag der Rockefeller-Stiftung ... zur Fortsetzung der Untersuchung von Professor Van de Groof durch Dr. L. Reyn-
ders ...»

Tages Arbeit ...

Von Ernst Eschmann

Ich bin schon gefragt worden, wann und bei welcher Gelegenheit ich mich am glücklichsten gefühlt habe. So eine Auskunft ist nicht immer leicht zu geben. Ich sann nach, und mancherlei kam mir in den Sinn. Immer wieder fiel ich auf den einen Punkt: die künstlerische Arbeit hat mir die höchste Befriedigung gegeben. Man ist ganz in seine Phantasiewelt eingesponnen. Man lebt in einer unwirklich-wirklichen Umgebung, wie im Traum, man sieht den Wald, das Haus, die Menschen. Man hört sie reden, man unterhält sich mit ihnen, man freut sich mit ihnen und leidet ihre Leiden. Ihre Hoffnungen sind meine Hoffnungen, ihr Schmerz mein Schmerz.

Und die Stunden fliehen. Ich weiss nicht, was die Uhr ist. Abend und tiefe Nacht ist es geworden. Ich weiss nicht, was sich um mich abgespielt hat. Ich wollte es auch nicht wissen. Ich lebte in meiner Welt und war so besessen von den Ereignissen, die sich nach geheimen Gesetzen in mir abspielten, dass mein Herz höher schlug.

So mag es dem Musiker sein, der neue Lieder und Symphonien hört, dem Maler, dem vor seinem innern Auge Bilder auftauchen, die er auf die Leinwand bringen muss. Muss! Sie lassen ihm sonst keine Ruhe.

Der Künstler mag im geübten Handwerker einen verwandten Miteiferer haben. Er freut sich, wie aus seinen Händen ein neues Gerät entsteht, ein Stuhl, ein Tisch, ein Buffet. Seine Arbeit wird eine Zierde der Stube sein. Sie wird ihn überleben und späteren Generationen ein Zeugnis sein seines wohl gelungenen Werkes.

Die Maschinen von heute verkümmern dem Arbeiter manche Freude des Vollendens. Welcher Schuhmacher fabriziert noch einen Schuh vom genommenen Mass bis zum fertigen Meisterstück? Für jede Handreichung ist eine Maschine da. Räder gehen. Am laufenden Band werden die Stiefel zusammengefügt. Gleichförmig wird die Arbeit. Es scheint, dass die Stunden und Tage länger geworden sind.

Heere bevölkern heute die Fabriken. Wo ist die Befriedigung des Einzelnen? Nicht jedem gelingt es, mit der alten Freude am ratternden Werkstuhl zu stehen. «Da gibt es», sagt ein kluger Lebenskünstler, «nur eine Kunst und eine Kraft des Lebens: das harte, unerbittliche Sollen in ein frohes Wollen, gebietende Pflichten in freie Neigungen zu verwandeln.

Das ist schwer, gewiss — aber nicht unmöglich.»